



IX.

Muß denn hienieden wirklich alles Verdennde inmitten langer Wehen sich zum Leben hervorarbeiten? Ich hatte mir meine selbst auferlegte Aufgabe leichter gedacht. Das übervolle Herz, so wähnte ich, wird seine Klagen in ununterbrochenem Strome ausschütten können; von den in stürzender Hast und Menge herandrängenden Gedanken wird der Geist durch sichtenden und ordnenden klaren Ausdruck sich befreien, und während der ganzen Arbeitszeit wird mich das herrliche Gefühl der Gewissensbefriedigung erfüllen . . .

So ist es aber nicht gekommen. Hundertmal habe ich die Feder sinken lassen. Wenn mich so gleichzeitig ganze Reihen von Bildern, von vagen, nach festeren Formen ringenden Begriffen überfielen, dann schob ich das weiße Blatt beiseite: ,ach es fehlt heute die Stimmung — lassen wir's auf morgen'. Und oft auch dieser andere Zweifel: es fehlt überhaupt an Kraft und Talent. Da trat manchmal die Versuchung heran, die Sache ganz liegen zu lassen. Damit schaffte ich mir aber keine Ruhe. Es muß sein. Ich habe etwas zu sagen. Was ich da begonnen habe: eine Anklage gegen den Schmerz, gegen den unnützen, den abwendbaren, durch bloße Thorheit unsere Welt verbitternden Schmerz, das darf man nicht unterbrechen.

Anders wird er ja nicht fortgeschafft, als durch den Prozeß, den die Einsicht gegen ihn führt. Freilich, wenn ich in diesen, vielleicht verschwindenden Buchseiten auch allen Jammer bloßlegte, von dem ich weiß, es wird wohl kaum mehr als ein winziges Partikelchen davon sein, das durch mein Wort ausgerottet wird — aber schwer würde auf meinem Gewissen jenes Partikelchen lasten, unter dem einige Mitgeschöpfe einst stöhnen müßten, wenn ich's nicht ausgerottet hätte, auszurotten versucht hätte.

Und, ach, wie mich das Leben lockte! . . . Hinaus, aus der Arbeitszelle, hinaus in die schönheits- und vergnügungsstrotzende Welt, die mir zu Gebote steht . . .

Aber doch wieder: nein. So viel Häßlichkeit, so viel Armut, so viel Dual habe ich zu durchschauen gelernt, daß mir diesekenntnis jedes Selbstergenießen vergällen würde, solange ich die Aufgabe nicht erfüllt, die ich mir gestellt habe und die mich im Banne hält, wie ein unausweichliches Pflichtgebot.

Ich stelle da übrigens keinen Ausnahmefall vor — brauche mich nicht etwa anzustaunen. Wie viele andere, im Besitze aller irdischen Güter: Rang, Reichtum, Jugend — haben dies alles unbeachtet gelassen, um ein Mönchs-, ein Nonnengelübde abzulegen und sich — nicht nur wie ich, auf ein Arbeitsjahr, sondern für ihr ganzes Leben — in sich selber zurückzuziehen, den Blick auf die Ewigkeit gerichtet. Die sprechen durch ihren Verzicht doch noch viel tiefere Verachtung für die Welt aus, als ich in zehn Bände voller Anschuldigungen niederlegen könnte.

Was übrigens meine Absicht gar nicht ist. Zu dem allerberächtlichsten, was die Welt enthält, scheinen mir die Gestalten der Alles-Verächter zu gehören — gerade so, wie die hassenswertesten die Hasser sind.

Biel — leider viel zu viel des Berächtlichen giebt es in unserer menschlichen Gesellschaft, gerade so wie es — im Reiche

des Sinnfälligen — ja viel Distelwerk und Rehrichthausen und Pfützen und Scherben und allerlei Unrat giebt. Was würde man aber zu einem Menschen sagen, der trotz aller Rosengärten und Säulentempel, trotz aller vorhandenen Sinfonien von Ton und Duft und Farbe behauptete, es gäbe allenthalben nur wüstes Gekreische, pestischen Qualm und widerliches Gerümpel? Man würde ihn einfach als verrückt erklären, diesen für alles Schöne blinden und tauben Schmähler; dagegen giebt sich sehr gern als Weiser aus und wird auch häufig als solcher angestaunt, wer da mit ‚skeptisch‘ überlegener Miene sagt: „Glauben Sie mir — die Menschen sind schlecht — und eine Kette von Leiden ist das Leben“.

Nein, nein: der Mensch ist gut — und glücksberechtigt und schönheitspflichtig ist er und ein Anwärter auf künftige Götlichkeit. Mit dieser Lehre wollte ich hinaustreten können. Oder vielmehr mit diesem Bekenntnis; denn Belehrung will ich nicht versuchen. Doch, um sich als Bekenner des Menschenwertes, als Verkünder eines zukommenden Himmelreichs auf Erden (‚Zukomme uns dein Reich‘ — täglich beten sie’s — wenn aber einer es herbeigeführt sehen will, wird er ein Thor gescholten) erklären zu dürfen, muß man zuvor gezeigt haben, daß man das Reich der Menschenniedertracht und des Erdenjammers erforscht hat. Der andere, der sich so weise dünkende Weltverächter, soll nicht glauben, daß man bis zu seiner Weisheit nicht vorge drungen ist, sondern sehen, daß man darüber hinaus gelangte. Nicht diesseits des einfältig ignorierten Dunkels liegt der Glanz, sondern jenseits davon. Die sich gescheiter Wahnenden glauben immer, daß man bis zu ihren Einwänden, bis zu ihren Erfahrungen nicht vorzudringen vermochte, sie wissen nicht, daß das bestrittene Objekt eine weite Strecke darüber hinaus liegt.

Die ‚Es ist so‘-Kaben, wenn sie noch so Wahres krächzen, können uns ‚Es wird‘-Schwalben nicht entmutigen. Die

Pessimisten unter den Sauriern und aus der Zeit, wo die vornehmsten Lebewesen dreireihige Gebisse hatten, durchschauten wohl auch die vermeintlich ewige Trostlosigkeit der Welt — und doch ist sie (nicht viel noch!) besser geworden: das Konto Schmerz und Noheit und Stupidität ist (nicht viel noch!) verringert. **Was ist Kultur?** Abwehr feindlicher, qualverursachender Außenmächte, Vereinigung zum Kampf gegen Leid, zur Schaffung von Sicherheit und Glück — mehr noch: von Seligkeit. Letzteres ist ja der ganze Sinn jenes Kulturfaktors, der Religion heißt: Himmelsucht! Oder auch so läßt sich der Begriff Kultur definieren: das Leben schützen, das Leben verschönern. Also Abwehr von Kälte, Sturm, Hunger, Krankheit, Raubgezucht (ob nun Schlange, Tiger oder feindlicher Mensch), Pflege von Spiel, Kunst, Wissen, Luxus; Verfeinerung der Sitte, Veredlung des Gemüths, Vertiefung des Verstandes — Mehrung alles Reichtums.

Wie rückständig aber heute die Kultur noch ist, das beweist die noch so mangelhafte Abwehr des ärgsten Feindes, den die Menschen noch haben: — der Mensch. Von ihm ist man am meisten in seiner Ruhe, seiner Freiheit und in seinem — Leben bedroht. Durch ihn wird man zum Arbeitsflaven und zum Kanonenfutter gemacht, durch ihn hat man Unterdrückung, Verfolgung, Ausstoßung, Ausbeutung, Erniedrigung und Tötung zu fürchten . . . Dieses Schauern muß die Seele durchbeben, wenn sie die Gefahren erfährt, die unsere so unentwickelten, auf Tücke, Härte, Mißtrauen, Raubgier und Herrschaft aufgebauten Institutionen über das Individuum verhängen. Dabei — o bodenlose Thorheit — sind neun Beutel der Individuen den rückständigen Gefühlen entwachsen, auf welchen die Institutionen ruhen, und diese werden nur aufrecht erhalten im Wahne, daß durch sie dem Uebel, das sie selber sind, gesteuert werden soll. Man sieht das Heil in den

Schutzmitteln der Gewalt, weil man die Feindschaft der Bösen fürchtet: zurückschlagen, ausrotten will man den Feind . . . während es doch so einfach wäre, die Feindschaft aufzuheben. In jedem muß jeder einen Helfer haben und wissen, daß er ihn hat: das erst wäre Kultur.

*

*

*

Als ich mich an diese Arbeit machte, da glaubte ich, ich würde all das Leid, das mich drückt, mir vom Herzen schreiben, all dem peinlich heftigen Sehnen Ausdruck geben, das mir in der Seele gärt, alle Entrüstung austoben, die mir das Getriebe des in Laster, Stumpfheit und Gemeinheit versunkenen Teils — leider des größten Teils — unserer zeitgenössischen Gesellschaft einflößt; mir die Mitleidsthränen wegweinen, mit denen mir der Jammer meiner Mitkreatur, Mensch und Tier, zuweilen die Kehle zuschnürt; und namentlich das hoffte ich: durch Auffindung und Aufstellung einiger bisher unbeachtet gebliebener Wahrheiten, einiger Lösungsvorschläge der uns umdrängenden Probleme, etwas Nützliches, Glückmehrendes zu wirken — denn das scheint ja doch das Ziel jedes Lebens zu sein: die Welt um das sich selbst oder den anderen errungene Wohl zu bereichern — aber ich habe mich getäuscht. Indem ich über Leid und Dual nachgedacht, um sie zu bekämpfen, bin ich nach und nach immer weiter in ihre Tiefe gedrungen, hat sich mein Blick für ihr schauriges Reich immer mehr geschärft, und während das anfängliche Vertrauen, ihnen wirksames Schach zu bieten, entwindet, thut mir mein Mitschmerz immer weher.

Einbildungskraft ist eigentlich ein gefährlich Ding. Sie hebt die wohlthätige Blindheit und Taubheit auf, die uns vom Weltenelend isoliert und es uns ermöglicht, ruhig und mitunter freudig dahinzuleben. Es sage mir da keiner: Lächerlich! Solch altruistisches Martyrium giebt es nicht.

Man kann das allgemeine Elend nicht aufheben, und schließlich leidet man ja doch nur unter dem naheliegenden . . . wer wird sich in seinem eigenen Glücke, wenn man ein solches besitzt, stören lassen durch das Bewußtsein, daß jetzt vielleicht in einem chinesischen Distrikte Hungersnot herrscht? Das ist unaufrichtige Sentimentalität, philanthropische Heuchelei — eine Affektation mit einem Wort. Ebenfogut könnte man ja über fremde Freude, von der man nichts sieht, die aber jedenfalls irgendwo genossen wird, sich immerwährendem Jubel hingeben und über alles eigene Ungemach bei dem Gedanken hinweggehen, daß sich zahlreiche Mitkreaturen — Mensch und Tier — in diesem Augenblick ganz kannibalisch wohl fühlen.

Gemach! Der Einwand ist falsch. Fremdes Glück kann niemals so beglücken, wie fremde Qual quälen kann. Wenn du ein eigenes tiefes oder auch nur leises Weh empfindest — der Verlust eines teuren Wesens oder auch nur den Druck eines etwas zu engen Schuhes — der Anblick einer frohen Tänzerschar wird dir den Schmerz nicht verschonen; oder habe irgend welchen Anlaß zu großer oder kleiner Freude — ein gewonnenes Lotterielos oder nur ein amüsantes Buch — und begieb dich an einen Ort, wo um dich herum schreiende, zuckende, stöhnende Geschöpfe geschunden oder verbrannt oder sonstwie gemartert werden, und sicherlich: du wirst in dem schönen Buche nicht lesen und an deinen Haupttreffer nicht denken können. Niemals kann sich die Mitfreude bis zur Bönne, wohl aber kann der Mitschmerz bis zur Verzweiflung sich steigern. Ich kenne den Fall eines Militärarztes, der im Kriegslazarett, unfähig, dem ihn umgebenden Jammer abzuhelpen, sich das Amputiermesser ins Herz gestoßen hat . . .

Es ist aber eine wahre Wohlthat für die Mehrzahl unter uns, daß alles Leid, das wir nicht sinnfällig wahrnehmen, uns gewöhnlich kalt läßt. Die Einbildungskraft aber, die unselige,

kann so geschärft werden, daß sie den Sinnesindrücken fast gleichkommt.

Die Hölle hat niemand gesehen, aber die Vorstellung, die finstere Fanatiker davon zu wecken wußten, hat viele an den Rand der Raserei gebracht. Daß es Höllen, wahre Höllen giebt auf unserer Erde — auf Schlachtfeldern und in Schlachthäusern, auf Vivisektionstischen, in Irrenanstalten, in vom Feind beschossenen Städten, auf Galeerenschiffen, in Mastkäfigen, in verschütteten Minen, in den Hütten des Elends — das weiß ich und diese Kenntnis steigt in Bildern vor meinem inneren Auge auf . . . das Nichthinschauen, d. h. das Nichthindenken ist mir aber verwehrt, solange ich an diesem Buche schreibe, das ja die Aufgabe hat, die Dual zu bekämpfen. Seinen Gegner muß man doch an der Gurgel fassen, wenn man ihn niederzwingen will, und da läßt sich nicht wegschauen. — — —

*

*

*

„Wie soll die Dual in dieser unserer unvollkommenen Welt aufhören?“ — so fragen mutlos die Wegschauenden. „Die muß wohl sein“, fügen sie resigniert hinzu. Durch dieses „Muß“ fühlen sie sich der Bekämpfungspflicht enthoben. Ein ewiges Gesetz — wie etwa der Tod — was läßt sich dagegen thun?

Unter „Dual“ aber ist zugefügtes Leid zu verstehen. Nichts Leichteres also, als daß dies aufhöre: man höre auf zu quälen, man füge kein Leid zu. Man sei einfach nicht im Stande, es zu thun. Niemand braucht dir wohl zu sagen, du, der dieses liest — nicht wahr? —: „Sieh hier diese arme gefangene kleine Nachtigall — stich ihr nicht mit einer glühenden Stricknadel die Augen aus, auf daß sie dir hübschere Lieder singe“ — denn du kannst so etwas nicht thun. Die moralische Fähigkeit, die physische Möglichkeit, zu quälen, muß nach und nach den menschwerbenden Menschen verloren gehen. Streifen

wird endlich die Arbeiterschaft der Höllensaktoreien, und damit werden diese zum Stillstand kommen.

Und nicht nur kannst du nicht dem wehrlosen Vöglein den roten Stahl in die Augen bohren, du könntest auch nicht, ohne aufzuschreien, sehen, wie es ein anderer thut, und könntest einem solchen andern nimmermehr in Liebe zugethan sein.

Und doch, doch: wie vieles Grausame thust du, und wie liebst und schädest du, die Grausames thun und thun lassen — nur weil es nicht unmittelbar geschieht, weil es dir nicht in die Sinne fällt und weil es dir an Einbildungskraft fehlt. Auch weil das Altgewohnte, Gebrauchsanktionierte, das mancher Quälerei anhaftet, oder weil die vermeintliche Nützlichkeit, die damit verbunden ist, deinem Verständnis die Abscheulichkeit der Sache entriickt. 'Es muß sein' (der Krieg), oder 'es ist förderlich' (die Vivisektion), oder 'es ist ein althergebrachtes edles Vergnügen' (die Heßjagd): mit diesen Sätzen wird das weitere Eindringen abgeschnitten. Man denkt nicht mehr hin, nach der Seite der Qual; — nur mehr nach der Seite der Notwendigkeit, der Nützlichkeit oder Vergnüglichkeit wird das Auffassungsvermögen gelenkt. Geduld — auch hier werden Streikende entstehen, diejenigen, die da einfach sagen müssen, ich kann nicht, weil sie's thatsächlich nicht können werden.

Hinauspredigen wird man die Grausamkeit nicht aus der Welt. Sie wird aus den menschlichen Seelen verschwinden, wie die mehrreihigen Gebisse der Artiere verschwunden sind. Wem braucht man heute noch zu predigen, daß man Angeklagte nicht foltere, daß man sich beim Bau seiner Landschlösser keine 'Dubliettes' anlege, wo man unliebsame Leute in finstere Brunnentiefen hinabgleiten läßt zu langsamem Hungertode oder zwischen messergespickten Brettern? Das ist endgültig vorbei. Doch Schlimmeres besteht noch. Die 'ernsten' Studien auf den Artillerieübungsplätzen geben davon Zeugnis, daß da ärgeres

und massenhafteres Quälen vorbereitet wird, als in allen alten Folterkammern und Burgverließen zusammengekommen. Die Leute aber bemerken es nicht. Gar so leicht ist es ja, vor ihren Blicken die Hölle zu verhüllen: ein paar Weihrauchwolken und die Schrecken der Inquisitionshandlungen waren versteckt — ein Stückchen Fahrenstoft, und was sich dahinter abspielt oder abzuspielen droht — das sieht kein Mensch.

Kein Mensch? Die Unglücklichen, die da Einbildungskraft haben, die werden durch derlei Hüllen am Sehen nicht verhindert, und der graufige Anblick macht sie leiden.

Ich ging einst durch den Hof einer physiologischen Lehranstalt. Mein erklärender Begleiter sagte, als wir an einem geschlossenen Thore vorübergingen: ‚Das ist der Stall, wo die Versuchstiere warten.‘ Ein Weh durchschnitt mir das Herz. Unwillkürlich riß ich den Hut vom Kopfe. Wen grüßte ich?... — Die rührende Majestät des Martertums.
